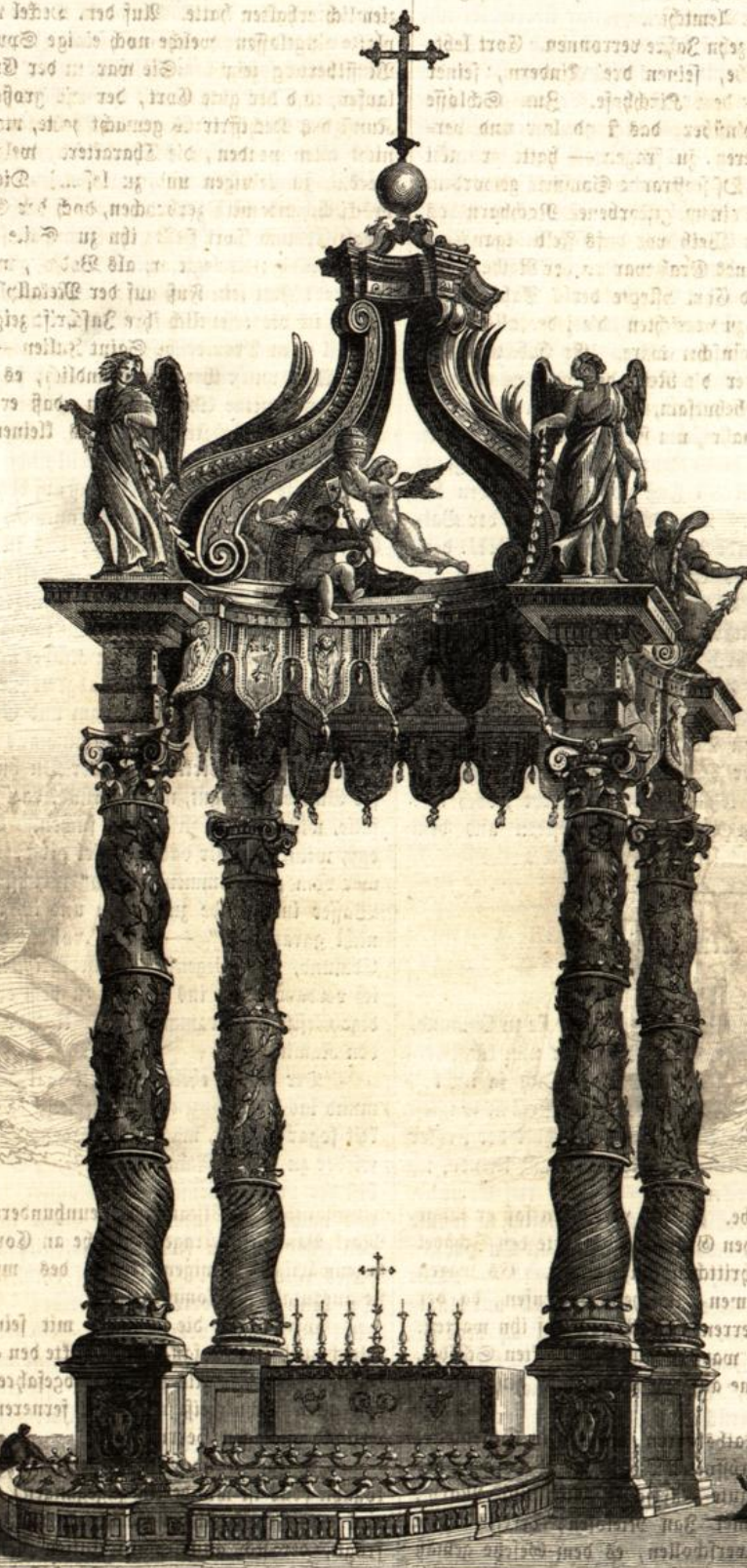


Der Baldachin und Hochaltar der Peterskirche in Rom.



Der Baldachin in der Peterskirche zu Rom. In der prachtvollen Peterskirche zu Rom, welche durch den Reichtum an Marmor, Bronze und Gold blendet und den Beschauer in je größeres Staunen versetzt, je weiter er vorwärts schreitet, erweckt nichts in dem

Grade die Aufmerksamkeit, als der kostbare und ungeheure Baldachin, von dem wir eine getreue Abbildung geben. Dieser Baldachin, welcher den Hauptaltar überwölbt und sich unter der großen Kuppel befindet, ist nach den Zeichnungen des Meisters Bernini ausgeführt und im Jahre 1653 vergoldet worden. Er ist von Bronze und zum Theil vollendet: das Dach tragen vier gewundene Säulen von verschiedener Ordnung, 33 Fuß hoch und vom gleichen Metall. Die Säulen sind durch ein Gefäß verbunden, auf dessen Ecken vier Engel stehen. Die obere Partie besteht aus vier großen Consolen, die sich in der Mitte verbinden und eine Kugel mit einem Kreuze tragen. Geflügelte Cherubine halten die Attribute des Papstthums: die Tiara und die Schlüssel des h. Petrus.

Die ganze Composition athmet den Geschmack der Zeit, in der sie ausgeführt wurde: trotz des uncorrecen Styls macht das Ganze jedoch einen imposanten Effect, der namentlich durch die colossalen Dimensionen und den Luxus des Materials hervorgebracht wird. Die ganze Höhe des Baldachins ist 86 Fuß vom Kirchenboden bis zur Spitze des Kreuzes. Die Bronze, aus der der Baldachin gemacht ist, wurde durch Papst Urban VIII. dem Gewölbe des Pantheons entnommen. Der Werth der Arbeit allein wird auf 250,000 fl. geschätzt. Der Baldachin ist in großen katholischen Kirchen vielfach nachgeahmt worden, da er durch seine Stellung in der Mutterkirche des katholischen Cultus eine große Celebrität gewonnen.

Der Hochaltar von St. Peter erhebt sich auf sieben Marmorstufen, und der Papst allein hat das Recht, an diesem Altar Messe zu lesen. Dies geschieht jedoch nur dreimal im Jahre: an Weihnachten, Ostern und dem Petersstage.

Der Censelspiegel.

(Schluß.)

„Bist Du schon da, mein Freund,“ sagte sie zu Edmund, der wieder in den Salon trat, „hast Du ein nun künstlerisches Essen bestellt?“ — „Das interessiert Dich ja nicht,“ antwortete Edmund. — „Ob mich das interessiert! ... Sagtest Du nicht so eben, daß die Ehe die Gemeinschaft der Fehler ist? Gut! auch ich habe einen Fehler, einen ganz kleinen, ich bin ein wenig Feinschmeckerin.“ — „Bah!“ rief Edmund, „weißt Du, daß sich das trefflich findet. Wahrhaftig, ich konnte keine angenehmere Frau bekommen.“ — „Hast Du Gähnen mit Champignons bestellt; *Mal à la tartare*?“ — „Wir werden später davon sprechen,“ sagte Edmund mit Ungeduld. „Siehst Du meine hübsche Cölestine, ich hege für Dich eine schärmerische Zuneigung...“ — „A la tartare?“ — „Laß doch das Essen,“ sagte Edmund, immer ungeduldiger werdend. „Ich versichere Dich, daß ich eine schwärmerische Zuneigung für Dich hege, ich werde die erste Begegnung nicht mehr vergessen; es ist eine Erinnerung voll Glück...“ — „Mit Senf?“ — „Wozu diesen Senf mit unserer Liebe vermischen, Madame?“ sagte Edmund gereizt. „Man sollte wirklich glauben, Du liebest mich nicht mehr, während ich so innig an diesen Gefühlen hänge. Mit kleinen Aufmerksamkeiten, Zuorkommenheiten werde ich sie zu erhalten suchen.“ — „Wie mit stark verzuickerten Confituren. Apropos, Confituren, ich habe ein herrliches Recept für Aepfelgelee.“ — „Das ist ja abscheulich; es ist ja keine Unterhaltung mehr möglich, keine jener süßen

Blaudereien, welche alles Glück des Lebens ausmachen!“ — „Marianne!“ rief Cölestine, ohne ihren Mann anzuhören und eilte der Köchin nach, welche mit einer Pastete in der Hand durch das anstossende Zimmer ging. Einen Augenblick später kam Cölestine zurück, indem sie ein ungeheures Stück Pastete mit ihren schönen Zähnen zermalnte und zwar mit einer Eier, die sie in ihres Mannes Augen aus allen poetischen Himmeln herausriß. — „Du sagtest also, daß unsere Liebe?“ fragte Cölestine fortwährend essend. — „Ach wie ist die Pastete doch köstlich!“ — „Madame,“ sagte Edmund wüthend, „ein Mann ist seiner Frau Wahrheit schuldig; Du bist, wenn Du so gierig isst, in einem Grade häßlich, den ich Dir nicht beschreiben kann.“ — „Das ist die erste Beleidigung seit unserer Hochzeit.“ — „Weil es auch der erste Fehler ist, den ich an Dir entdeckte.“ — „Was willst Du, ich habe einen schrecklichen Hunger; es ist mal meine Schwäche.“ — „Aber, Madame, ich liebe nur die garten ätherischen Frauen. Ich habe Sie deshalb unter allen ausgewählt. Ich will nicht, daß Sie fett werden!“ sagte Edmund, mit dem Fuß auf den Boden stampfend. — „Ich habe dazu das Recht,“ antwortete Cölestine, „das Gesetz schreibt hier nichts vor; das ist kein Scheidungsgrund.“ — „Halt Cölestine,“ — versetzte Edmund sanfter, „es wäre schrecklich, wenn die Uneinigkeit schon nach acht-tägiger Ehe begänne. Willst Du mir gefallen, so gib zuerst dies ewige Schwagen von Küche und Essen auf; Du mußt Dir diese Liebhaberei abgewöhnen; dieser häßliche und prosaische Fehler hat Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben und wird mich auch aus dem meinigen verbannen.“ — „Wirklich? Aber Du huldigt ja auch dieser Sünde; nun gut, mein Freund, da ich Dir so sehr mißfalle, will ich mich zu bessern suchen. Aber Du begreifst, daß, wenn Du mir das Beispiel gibst, wenn Du mir immer vom „vollkommenen Koch“ sprichst, so läuft mir das Wasser im Munde zusammen und ich kann für Rückfälle nicht garantiren.“ — „Der „vollkommene Koch!“ rief Edmund, „der Gegenstand unseres ersten Streites! Sieh, ich verdamme ihn ins Feuer, zu dem er so vieles unschuldige Geflügel verdammt hat.“ Und er warf das Buch in den Kamin.

Der kleine eheliche Streit war bald vergessen; Edmund las den ganzen Tag Elegien, er trieb die Gefälligkeit sogar so weit, mager zu werden, und Cölestine begann wieder zu ihrem Manne zu sagen: „O mein Freund, Du bist der vollkommenste aller Männer!“ Das wurde nach und nach etwas fade. Zum Glück unterbrach ein Brief von einer intimen Freundin Cölestinens die Eintönigkeit dieses tête-à-tête. Der Brief enthielt Folgendes: „Bist Du denn eingesperrt, meine Liebe? Man steht Dich ja nicht mehr mit einem Blicke. Hoffentlich ist Dein Mann nicht daran schuldig. In dem Hause muß die Frau herrschen, das ist mein Grundsatz. Bring Dein Herz und Deine Stickei zu mir. Keine Ceremonie; ziehe die kleine Uniform an. Alles was ich verlange, ist, daß die Freundschaft ihre Paradeuniform an habe, wenn ich sie Revue passiren lasse. Morgen um zwei Uhr erwarte ich Dich.“

Cäsarine v. Classen.

Frau von Classen, die zwanzigjährige Wittve eines österreichischen Obersten, hatte bei diesem ihre militärische Erziehung bekommen; sie war tapfer wie die Armee im Orient, schwach im Nähen, aber stark im Punkte der Ehre.

Am andern Morgen warf sich Cölestine in ihre Arme, ohne nur dem Diener Zeit zu lassen, sie anzumelden. Gegenüber der schönen Wittve fand sie einen ziemlich un-

graciösen Gegenstand, der aus einem schwarzen Frack, einem blassen Gesichte und einer Lammshyphsognomie bestand. All' das hieß Eugen von Thorson und hatte ganz sicher die Schlacht bei Novara nicht gewonnen. „Es ist zwei Uhr fünf Minuten, meine Liebe,“ sagte Casarine, „Du bist zu spät gekommen; ich werde Dir Arrest dictiren. Aber Du wirst mir erlauben, daß ich mein Examen fortsetze. Der Herr gesteht mir so eben, daß er eine Ehrensache auszufechten hat und er weiß, daß mich das interessiert. Wenn man das Regiment B*** commandirt hat, so kann man in zweiter Ehe nur einen Tapfern heirathen.“ — „So ist der Herr...“ — „Mein Verlobter.“ Nachdem Cölestine und Eugen einige höfliche Worte ausgetauscht, fuhr sie fort: „Trotz meiner Unruhe freut mich doch dies Duell. Ich hatte die guten Eigenschaften Eugens von Thorson stets geschätzt; aber er hat das Unglück, Civilist und nicht Militär zu sein, sich Eugen statt Casar zu nennen, und nie den geringsten Streit gehabt zu haben.“ — „Das ist ja ein großes Verdienst; ich wünsche mir Glück, daß ich den sanftesten und friedlichsten Menschen von der Welt zum Manne habe; denn Du weißt, ich bestze den vollkommensten Gatten.“ — „Wirklich? Gut! So mußt Du ihn auf die pariser Ausstellung schicken; dort erhältst Du vielleicht die goldene Medaille. Nach dem, was Sie mir gesagt,“ fuhr sie an Eugen gewandt fort, „scheint mir Ihr Gegner ein Raufbold zu sein; er fühlte sich jedoch verlezt...“ — „Durch eine Kleinigkeit, einen Scherz, den ich auf seinen Groom machte, weshalb er mir den Hut vom Kopfe warf.“ — „Das ist allerdings eine blutfordernde Beleidigung!“ rief Cölestine. — „Als wir das Regiment B*** commandirten, warf man uns einen Handschuh ins Gesicht. Wir schlugen uns und wurden verwundet.“ — „Das ist ja, was mir an den Duellen mißfällt,“ sagte Eugen erblassend. — „Beruhigen Sie sich, ich ehre den Muth; eine Schmarre im Gesichte erschreckt mich nicht, es ist eine Decoration, nur an einem andern Plage. Wenn ich Sie zerhauen oder den Arm in einer Binde zurückkommen sehe, werde ich deshalb nicht weniger sagen: „Hier meine Hand, Eugen von Thorson, sie gehört Ihnen, um Sie zu trösten und Sie zu pflegen.“ — „Ich begreife nicht,“ sagte Cölestine, „wie zwei civilisirte Menschen sich den Hals abschneiden können wie Wilde. Es ist wohl einer Ihrer furchtbarsten Feinde...“ — „O nein, es ist einer meiner besten Freunde, Madame, wir haben uns sehr lieb. Er ist ein Muster aller Todsünden, wir nannten ihn auf der Schule nur Edmund den Teufelskerl.“ — „Edmund!“ sagte Cölestine, welche immer aufmerksamer wurde, „er nennt sich Edmund?“ — „Ja, Madame, Edmund von Sandow.“ — „Großer Gott, mein Mann; o ich bitte, ich beschwöre Sie, von dem Duell abzustehen.“ Eugen wollte: „Mit Vergnügen, Madame!“ rufen, aber seine Braut schnitt ihm das Wort vom Munde ab. — „Muth, meine arme Cölestine,“ sagte Casarine, indem sie die Hand ihrer Freundin drückte. „Das ist grausam, das ist schrecklich, ich gebe es zu; aber der Ehrenpunkt!“ — „Welcher Tag ist zu dem Duell bestimmt?“ rief Cölestine. — „Morgen, um sieben Uhr.“ — „Gut, so sage ich Ihnen, daß Sie sich nicht schlagen werden. Ich eile nach Hause, ich spreche mit Edmund, er wird sich durch meine Thränen rühren lassen; das ist nicht schwer, denn er ist sanft wie ein Lamm, wie eine Taube.“ — „Ja,“ sagte Eugen, „wie ein wüthendes Lamm, wie eine Taube, die das hitzige Fieber hat.“ Cölestine hörte ihn nicht und eilte nach Hause. Edmund war in seinem Cabinet; sie stürzte sich auf ihn zu,

nahm ihn bei beiden Händen, sah ihm Aug' in Aug', wie eine Magnetisirende und sagte: „Nicht wahr, Du bist friedlicher Natur?“ — „Wie Numa Pompilius.“ — „Nun, warum schlägst Du Dich denn?“ — „Mich schlagen, woher weißt Du?“ — „Gleichgültig, aber ich widersehe mich, ich hemmte mich Deiner Waffen,“ sagte sie und ergriff eine Pistolenkapsel. — „Die Zeugen bringen die Waffen, diese Vorsicht ist also unnütz,“ antwortete er. — „Du willst Dich also mit Deinem ehemaligen Schulkameraden schlagen? Der Freund, der Dir eben noch die Hand drückte, kann Dir nicht auf den Fuß treten, ohne daß Du ihm den Hals abschneidest!“ — „Schweige, vertheidige ihn nicht,“ rief Edmund. „Ich sage Dir, daß ich mich nicht beleidigen lasse. Ich bin einmal nicht ruhig, nicht friedlich. Ich bin nicht der Dominospieler und Leinwandfäher, den Du Dir unter mir vorgestellt. Ich bin ein Mann von Muth, ich habe viele Duelle gehabt. Ich bin deshalb doch kein Raufbold. Ich werde Deinen Eugen ebenso leicht vernichten, als diese japanische Vase mit den Pagoden, die so häßlich sind, wie er.“ Dabei warf er eine prachtvolle Porzellanvase zu Boden, daß sie in tausend Stücke zersprang. Cölestine war ganz verdutzt; sie konnte anfangs vor Erstaunen kaum sprechen; plötzlich aber erinnerte sie sich der Kriegeslist, welche Edmund von seiner Gourmandise geheilt; sie trocknete ihre Thränen und sah ihn entschlossen an. „Gut,“ sagte sie, und drückte ihm kräftig die Hand, „so ist's recht, ich wollte Dich nur prüfen; wenn Du so schwach gewesen, meinen Bitten nachzugeben, hätte ich Dich verachten müssen. Die Beleidigung, die Dir geworden, fordert Blut. Warum bin ich nur eine Frau, daß ich Dir nicht als Zeuge dienen kann? Wäre ich ein Mann, ich würde jeden schiefen Blick, den man mir zuwürfe, mit Blut rächen. Ich spießte die Männer an meinen Degen, wie die Kinder die Schmetterlinge an die Nadeln.“ — „Und würdest Dich dadurch nur lächerlich machen.“ — „Findest Du?“ rief Cölestine, „Du willst Dich also nicht schlagen?“ — „Wer hat das gesagt, Madame? Ich habe nie vor einer Ehrensache zurückgeschaut.“ — „Ich bin Deiner würdig, mich gelüftet, Jemanden das Hirn zu zerschmettern.“ Während sie so sprach, spielte sie mit einem der Pistolen, das sie genommen und öffnete das Fenster, das auf einen großen Garten hinausging, denn Edmund wollte mitten in der Stadt durch Blumen und Blätter den Frühling haben. Ein reizendes Taubenhäus stand auf einer schlanken Säule. „Morgen,“ sagte Cölestine, „möchte ich an Deiner Stelle sein; ich würde den Indolenten zusammenschießen, wie diese Taube.“ Und die arme Cölestine, die schon ein Tropfen vergossenen Blutes in Ohnmacht fallen machen konnte, zielte auf eine hübsche Taube: es galt ein Opfer zu bringen, um den Mann zu reiten. Der Schuß ging los; sie hatte auf die Taube gezielt und ein Läufer fiel in sein Blut getaucht auf das Gras. „O, wie häßlich!“ rief Edmund, indem er sich entrüstet nach seiner Frau umwandte. „Ein Läufer, das Symbol der Treue. Was hatte Dir der schöne Vogel gethan? Sieh, wie er mit dem Tode ringt. Man erwartete ihn vielleicht im Taubenschlag; er hatte sein kleines Haus, wo er geliebt war, seinen Himmel, wo er frei war... Ach! nun ist er todt! Warum? Weil eine Frau ihn gewählt, um ihre Geschicklichkeit zu beweisen; ich täusche mich, es ist nicht eine Frau, es ist eine Löwin; der arme kleine Läufer ist den Fängen des Falken entgangen, um in die Krallen einer Löwin zu fallen.“ — „Wie, Du machst mir Vorwürfe, daß ich auf einen Vogel gezielt?“ sagte Cölestine ganz blaß und bewegt. „Du weinst über

ihn und willst das Blut eines Jugendfreundes vergießen. Und was hat dieser Dir gethan? Er hat Deiner Eitelkeit einen kleinen Nadelstich gegeben, und diese Eitelkeit antwortet mit einem Degenstoße. Es muß sein, sagst Du, um den Titel eines Mannes von Herz zu verdienen, und ich sage Dir, daß ein Mann von Herz sich für seine Freunde opfert, nicht aber sie umbringt: verzichte auf dieses Duell, Du mußt es um Deiner Ruhe, Deines Gewissens, Deines Schlafes willen. Du verzichstest darauf, nicht wahr, Du versprichst es mir?" — „Nun denn, ja,“ antwortete Edmund, dessen Zorn sich gelegt hatte, „ich verspreche es Dir, wenn es möglich, ohne daß ich in den Geruch eines Feiglings komme. Du hast Recht, unsere Duelle sind ein barbarisches Institut. Dank, mein Engel, für die Lektion, die Du mir gegeben.“ In diesem Augenblick meldete ein Diener: „Eugen von Thorson!“ — „Mein Herr,“ rief Edmund ihm entgegen, „Sie kommen. . .“ — „Ich



komme früher, als das Duell bestimmt ist. Sie haben mich beleidigt, und meine Pflicht. . .“ — „Ist, sich mit mir zu schlagen, nicht wahr?“ sagte Edmund. — „Allerdings, aber ich habe auch noch eine andere Pflicht, die der Menschlichkeit. Ich traß diesen Morgen Deine Frau; ihr Schmerz hat mich tief gerührt; ich vermag es nicht, Trauer über die ganze Familie zu bringen, eine Wittve in Thränen zu sehen. Ich habe deshalb meinen Zorn ausgelöscht.“ Nach langem Hin- und Widerreden hatten sich die beiden Gegner endlich versöhnt. Aber Eugen war noch immer nicht im Begriffe, zu gehen, er drehte seinen Hut in der Hand; er hatte offenbar noch ein Geständniß zu machen. Endlich faßte er sich und sagte: „Kennst Du Casarine von Claffen?“ — „Nein.“ — „Die Wittve eines Obersts vom Regiment W***; eine mutige Frau. Ich stehe unter ihrem Regiment. Sie wußte um unsern Kampf und forderte, daß sie mit dem Degen gerächt werde; ich wünschte

deshalb, daß Du ihr nicht von dem Beweise von Muth sprichst, den ich Dir so eben gegeben.“ — „Ich verspreche es Dir,“ sagte Edmund lächelnd. — „Abgemacht, wir haben uns geschlagen.“ — „Auf Tod und Leben.“ — „Unglücklicher oder glücklicher Weise gehen wir beide mit heiler Haut aus dem Kampfe hervor. Die Oberstin wäre im Stande, mir ihre tapfere Hand zu verweigern, weil ich den Kampf vermieden; es wüßte deshalb irgend etwas geschehen, um sie zu täuschen.“ — „Soll ich Dir den Arm zerschmettern?“ sagte Edmund lächelnd und ergriff ein Pistol. — „Keinen schlechten Witz!“ sagte Eugen zurücktretend. „Aber, à propos Arm, ich weiß nichts Interessanteres, als einen Arm in der Binde. Wenn ich mich meiner reizenden Casarine so zeigen könnte, würde sie sicher sagen: hier meine Hand für Ihren Arm.“ Casarine verschwand unter hellem Lachen auf einen Augenblick und kam dann mit einer langen schwarzen seidenen Binde zurück. „Herr von Thorson,“ sagte sie, „die Pflege gebührt den Frauen. Wiegen Sie Ihren Arm; ich schlinge die Binde des Hymen. Bedenken Sie: ich bin im Besitze Ihres Geheimnisses; ich habe Ihre Binde gebunden! Wenn Casarine wüßte. . .“ — „Großer Gott!“ rief Eugen erblaffend. — „Schmerzt Sie Ihre Wunde?“ fragte Casarine. „Seien Sie ruhig, ich werde discret sein. Aber wenn ich je Ihrer bedarf, so sind Sie mein Slave.“ — „Ich schwöre es, gnädige Frau,“ sagte Eugen.

Die Gelegenheit, von diesem Gehorsam Gebrauch zu machen, ließ nicht lange auf sich warten. Eugen hatte der Oberstin seinen Arm gezeigt und diese ihn dadurch belohnt, daß sie den Tag der Hochzeit bestimmte. Zwei Herzen waren durch eine seidene Binde vereinigt.

Eines Abends trat Eugen triumphirend bei seinem Freunde Edmund ein. Casarine stützte sich auf seinen rechten Arm, sein linker Arm ruhte in der Binde, von der er sich nicht mehr trennen konnte. Er grüßte die jungen Eheleute und sagte feierlich zu ihnen: „Ich habe die Ehre, Ihnen meine nahe bevorstehende Hochzeit anzukündigen.“ Während man sich in heiteren Gesprächen darüber erging, meldete man Herr von Carpen. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe,“ sagte der Neukömmling. „Ihr Herr Gemahl hatte mir versprochen, um neun Uhr in den Club zu kommen; nun ist es Zehn und ich erlaube mir, ihn abzuholen.“ — „Sie haben ein Recht dazu,“ sagte Casarine; „man muß pünktlich im Dienste sein, das ist militärische Ordnung.“ — „Mein Gott, meine Herren,“ versetzte Casarine, „wenn Sie absolut bei einander sein müssen, warum nicht hier? Ihre Männergesellschaften sind kein großes Compliment für die Frauen.“ — „Es ist eine Nacht ohne Sterne,“ sagte Eugen, Casarinen einen Blick zuwerfend. — „Kein Platz für die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts?“ — „Doch,“ versetzte Herr von Carpen, „wir lassen die Herzogin, die Carreaufürstin, die Herzogin von Schippe und die Marquise von Pique zu.“ — „So verpassen Sie also Ihre Abende mit Spiel?“ versetzte Casarine. — „Wie Sie sagen, gnädige Frau,“ antwortete Herr von Carpen, ohne zu bemerken, daß ihm Edmund seit dem Beginn des Gesprächs mit den Blicken Telegraphenzeichen machte. — „Und Sie spielen hoch?“ fragte Casarine. — „Bagatellen! Einige tausend Gulden. Edmund hat, glaube ich, in diesem Jahre fünfzig tausend Thaler verloren.“ — „Ist es möglich?“ rief Casarine. — „Nun, ich weiß nicht, warum ich länger ein Geheimniß aus einer sehr natürlichen Liebhaberei machen sollte. Ich bin reich.“ — Es war einer der Fehler Edmunds,

jenen amerikanischen Korbchen zu gleichen, die in einander geschachtelt sind. Man glaubt immer das Beste zu finden, aber man muß ein Duzend öffnen, ehe man auf den Grund kommt. Nun, wir wollen gehen, Sarpen," sagte er, indem er den Hut nahm; "ich werde eine Partie Whist mit Ihnen machen. Es lebe das Spiel!" — "Ja, es lebe das Spiel!" rief Coëstine; "es gehört zu den nobeln Pastime's des Herrn von Oberg. Franz," sagte sie zu einem Bedienten, "bringe einen Tisch, Karten. Spielen Sie, meine Herren, aber nicht im Club, sondern hier. Ich halte die Pari." — "Du?" sagte Edmund erstaunt. — "Ja, denn auch ich bin eine leidenschaftliche Spielerin. O ich liebe die grünen Teppiche mit den gelben Sternen. Ich bringe gerne meine Nächte, das Auge auf einen Tisch geheftet

und den Athem an mich haltend zu. Der Himmel hat uns wirklich für einander geschaffen." — "So habe ich eine Gourmande und eine Spielerin geheirathet," sagte Edmund bei sich. "Traut nur den Mädchen, namentlich den Blondinen: mit ihrem Cherubinenhaar hält man sie für Engel, während sie nichts als Heuchlerinnen sind." — Während er diese Reflexion machte, gab er die Karten. "Ich spiele ein Tausend-Thalerbillet aus." — "Es sei!" antwortete Sarpen. — "Ich setze tausend Thaler für meinen Mann," sagte Coëstine. — "Wie, tausend Thaler! eine solche Summe!" rief Edmund. — "Wer will die Pari halten?" antwortete Coëstine. — "Ich nicht," sagte Casarine, "ich verabscheue das Spiel, mit Ausnahme des Schach, das einen Kampf repräsentirt.



Das Spiel ist eine häßliche Leidenschaft; ich hätte auch nie einen Spieler geheirathet." — "Sie halten die Pari, Herr von Oberg?" fragte Coëstine. — "Ich, gnädige Frau!" rief Eugen, "spiele und wette nie." Coëstine benötigte die Bewegung, die um den Tisch her entstand, um ihm verstoßen ins Ohr zu sagen: "Wetten Sie gegen mich: Gewinn und Verlust sind ungültig." — "Aber, gnädige Frau, meine Braut verabscheut das Spiel." — "Wetten Sie, oder ich spreche von der Binde." — "Großer Gott!" rief Eugen. "Ich halte die tausend Thaler." — "Ist es möglich?" sagte Casarine, deren Augen Blitze schleuderten; "Sie sind ein Spieler, Sie!" — Edmund verlor mehrere Partien. Sarpen gewann ihm dreitausend Franken ab. Eugen, welcher in einem fort gezwungen war, zu wetten, schien gleichfalls Schätze aufzuhäufen; aber sein

Gewinn war illusorisch und er konnte mit Recht singen: "Ach, das Gold ist nur Chimäre." — "Ich verliere dreitausend Thaler," sagte Edmund, der immer ärgerlicher wurde; "ich will sie auf einmal wieder zu holen suchen, ich setze sie." — "Nun gilt es einen Hauptcoup," dachte Coëstine. "Herr von Sarpen," sagte sie zu ihrem Gegner, "ich schlage Ihnen ein glänzendes Spiel vor: ich wette immer für meinen Mann und setze mein Coups gegen Ihr Tilbury. Sie müssen eines haben. Wer hat kein Tilbury?" — "Aber das ist keine Leidenschaft mehr, das ist eine Wuth!" rief Edmund. "Und Sie sind in einem badi-schen Institute erzogen worden?" — "Wie mein Freund, Du bist nicht zufrieden, wenn Du siehst, daß ich Deine Leidenschaften theile? Wir werden doch wohl auch das Glückrad auf unsere Seite drehen." — "Aus dem Rade

wird eine Roulette," versetzte Edmund. „Vorwärts denn, ich sage dreitausend Thaler." — „Herr von Thorson, wenn Sie diese Wette machen," sagte Casarine ihrem Bräutigam ins Ohr, „so mache ich meinen Rückzug über die Betsina." — „Was sagen Sie?" rief der Unglückliche. „Sie werden mich entschuldigen," sagte er zu Cölestine, „ich kann nichts dagegen setzen, denn ich habe nur einen Fiaker zu meiner Disposition, und da dieser nicht mir gehört. . ." — „Es sei," sagte Cölestine, „was macht Ihre Wunde?" — „Ich halte die Wette. Ich erinnere mich, daß ich mein Reitpferd setzen kann. Ich hatte ganz vergessen, daß ich einen Apfelschimmel — wollte sagen Schweisfuchsen. . ." — Edmund verlor noch dreitausend Thaler. — „Ich bin verheert. Diesmal sechstausend Thaler." — „Und ich mein Landhaus," sagte Cölestine. — „Das ist ja aber Tollheit. Eine solche Frau muß einen ruiniren." — „Gnädige Frau, ich habe nichts zu wetten. Ich habe nur ein Zimmer für den Sommer in Blankenese gemietet," sagte Eugen. — „Mein Herr," versetzte Cölestine, „wo haben Sie Ihre schwarze Binde gekauft?" — „Ach, ich erinnere mich, daß ich ein Häuschen am Strande habe." Edmund verlor abermals, und der glückliche Sarpen trug zwanzigtausend Thaler in seiner Tasche mit sich fort. Edmund hatte das Fieber, seine Augen blühten, er war gereizt, wie ein unglücklicher Spieler. „Du bist eine Rärrin," sagte er zu seiner Frau. „Unser Coupé, unser Landhaus, Alles ist verloren, mit Dir ist unser Glück in wenigen Monaten dahin! Ich kenne nichts Häßlicheres, als eine Spielerin. . . Wenn Du wüßtest, wie häßlich Dich das Spiel macht: Deine Wangen, die sonst wie Rosen blühen, werden purpurroth; die Augen stieren. Du hast mir einen Widerwillen gegen das Spiel durch Deinen Anblick eingefloßt; ich kann keine Karte mehr berühren." — „So bist Du geheilt?" rief Cölestine. — „Was nützt es? ich verlaße Dich auf immer. . . Ich bleibe bei keiner Spielerin. Leben Sie wohl, gnädige Frau." — „Sie gehen?" rief Cölestine. — „Und ich heirathe keinen Spieler," sagte Casarine zu Eugen. „Leben Sie wohl, mein Herr." — „Aber Madame," sagte Eugen zu Cölestine, „jetzt ist es Zeit." — „So wollen Sie also eine Scheidung?" fragte Cölestine ihren Mann. — „Nichts wird mich von meinem Entschlusse abbringen." — „Dann darf ich nicht länger zögern, ich muß einen großen Entschluß fassen. . ." — „Großer Gott!" rief Edmund; „sie wird sich zum Fenster hinausstürzen." Aber statt sich zum Fenster hinauszustürzen, ging Cölestine ruhig nach dem Sureridon, nahm dort ein Buch und öffnete es. — „Nun," sagte Edmund, „wenn ich Sie verlaße, um Sie nie wiederzusehen, wenn Ihre Fehler unser Glück zerstört, gehen Sie hin und lesen?" Aber statt jeder Antwort las Cölestine mit lauter Stimme folgende Passage der Legende: „Belzeub betrachtete sich in einem köstlichen venetianer Glase und stieß einen Schrei des Schreckens aus. Er ließ augenblicklich seinen rothen Schnurr- und Knebelbart abschneiden, gab seinem Blick einen milderen Ausdruck und wurde reizend, elegant, faszionable, denn alle Fehler, die ihm der Spiegel gezeigt, waren verschwunden."

„Was soll das heißen?" sagte Edmund, indem er zu ihr hintrat. — „Was das heißen soll, mein Freund, nichts anderes, als daß ich der Teufelspiegel war. Ich bin weder Gourmande, noch Spielerin; unser Spiel war nur eine Täuschung. Du kannst Herrn von Thorson heirathen, Casarine, er ist kein Spieler, aber ein Held," fügte sie mit einem spöttischen Lächeln hinzu. „Dich, mein Freund,"

sagte sie zu Edmund, den sie in die Arme schloß, „Dich habe ich hoffentlich von Deinen Fehlern geheilt, denn der Teufel fand sich gar nicht schön, als er in den Spiegel sah."

Auzjma Nosjtsjin.

(Schluß.)

Außer dem großen Unglück, das zu jener Zeit Moskau heimsuchte, sollte auch noch ein schwarzes Blatt seine Jahrbücher verunstalten. Erzbischof Ambrosius fiel unter den Messern eines Haufens verworfener Schurken. Wir werfen einen Schleier über die Schandthat und erzählen nur, welchen Antheil unser Kaufmann Jedot Abramowitsch Sibireakof daran nahm. Nachdem er sich von der Absicht der Verbrecher vergewissert, beschloß der Unglückliche, den Erzbischof zu retten. Am folgenden Tage, 16. September, fuhr er mit demselben Kutscher hinaus nach dem donischen Kloster, wo sich der Erzbischof damals aufhielt. Er suchte denselben zu bewegen, sich augenblicklich fort von Moskau zu begeben. Der Erzbischof konnte seinem Rathe jedoch nicht mehr folgen, denn die Mörder standen bereits vor der Pforte des Klosters. Er suchte eine Zufluchtsstätte in der Kirche. Aber die Verbrecher drangen in den Tempel, und Sibireakof's erwähnter Stieffohn, diese Schlange in Menschengestalt, entdeckte ihn im Chöre und verrieth ihn an die rasenden Fanatiker. Diese schleppten nun den Erzbischof hervor. Einer von ihnen, in dem Sibireakof den Arbeiter erkannte, der Geld für „das große Wachslicht" gesammelt, überhäufte den ehrwürdigen Alten mit Schimpfwörtern und setzte ihm sein Messer auf die Brust. Sibireakof ergriff seine Hand und wehrte den Stoß ab. „Was soll das?" brüllten tausend Stimmen. „Schlagt ihn todt, den Hund!" — „Weshalb, ich bin ja einer von den Euren. Aber warum Gottes Tempel so entheiligen? Nein, laßt uns ihn hinausführen und dort verhören!" — „Zu wohl!" erscholl es von allen Seiten. Sibireakof hatte gehofft, das Gewissen der Verbrecher wach zu rufen, Alles war jedoch umsonst, Ambrosius wurde gemordet; die Missethäter entgingen jedoch ihrer wohlverdienten Strafe nicht. Der einzigen obrigkeitlichen Person, welche damals in Moskau war, Piotr Seropkin, gelang es mit einer Handvoll Soldaten vom welikotischen Regimente, sich der Rädelsführer zu bemächtigen. Kurz darauf traf der Höchstcommandirende, Graf Salkytkof, der Civilgouverneur Juszkof und der Polizeidirector Bakmetief ein. Die Ruhe war rasch wieder hergestellt und die Untersuchungscommission begann ihre Arbeiten.

Eines Tages gegen Ende des Septembers war die Untersuchungscommission gerade auf dem Rathhause versammelt, als ein betagter Mann von hohem Rang in den Gerichtssaal trat. Er war ungemein blaß, und man konnte deutlich sehen, daß es ihm schwer fiel, zu gehen. „So haben wir endlich wieder die Freude, Sie zu sehen, Afanasich Kirillowitsch!" rief der Vorstand der Commission. „Wie geht es?" — „Nun so so!" sagte der Alte und setzte sich unter die übrigen Mitglieder. „Wie steht es mit der Sache; ich habe leider nicht an den Verhandlungen Theil nehmen können." — „Wir sind bald zu Ende. Zwei von den Anführern sind bereits zum Tode verurtheilt; heute ziehen die Uebrigen das Loos; je der Zehnte verfällt der Todesstrafe." — „Daß nur Keiner unschuldig fällt, Sie kennen den Willen unserer milden Kaiserin: lieber einen Schuldigen frei gehen lassen, als einen Unschuldigen

strafen.“ — „Wir können ganz ruhig sein,“ rief ein Mitglied der Commission, unser alter Bekannter Wladimir Zarubkin. „Die Arrestanten haben freiwillig bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, gegen den jedoch alle Indizien sprechen.“ — „Und wer ist das?“ — „Der in Moskau ansässige Kaufmann Fedot Abramowitsch Sibireakof.“ — „Derselbe, der von Irkutsk nach Moskau übersiedelte? Das ist unmöglich. Ich kenne Sibireakof!“ rief Afanasich Kirillowitsch; „er ist ein gottesfürchtiger, achtungswerther Mann.“ — „Und doch hat er an dem Morde Theil genommen; er leugnet zwar, aber die Beweise sind zu dringend.“ Und der Präsident gab ihm einen ausführlichen Bericht über das Zeugenverhör; unter den Zeugen war namentlich der des Pflegesohns Terefa schwer ins Gewicht gefallen. „Und doch,“ sagte Kirillowitsch, „bin ich von seiner Unschuld fest überzeugt.“ — „Sibireakof soll das Loos ziehen; er ist vielleicht glücklich; wenn nicht, so können wir noch einmal von der Sache sprechen. Der Kaufmann Sibireakof trete ein!“ fuhr er zum Sekretär gewandt fort. Einen Augenblick später trat dieser ein. „Fedot Abramowitsch!“ rief sein Verteidiger, „Sie soll ich hier sehen? Alle Umstände sprechen gegen Sie und doch kann ich nicht glauben, daß Sie schuldig sind.“ — „Gott schenke Ihnen noch viele Jahre!“ seufzte der Kaufmann, sich tief verbeugend; „das ist das erste Wort des Trostes, das ich höre, seit man mich unter den Mördern angetroffen.“ — „Und Dein Pflegesohn, diese Schlange, die Du am Busen nährtest...“ — „Das ist des Schicksals Wille. Selbst die guten Thaten, die ein Sünder übt, kommen über sein Haupt.“ — „Sibireakof!“ sagte der Präsident, „Du sollst nun das Loos ziehen; vielleicht bist Du so glücklich, das mit einem Kreuz bezeichnete nicht zu ziehen.“ Der Kaufmann zog und wollte das Papier dem Sekretär übergeben. „Nein,“ sagte der Präsident, „öffne selbst.“ Sibireakof öffnete. Alles Blut stieg ihm ins Gesicht, das ihm selben Augenblicke jedoch wieder leichenblau wurde. „Es ist das mit dem Kreuze!“ sagte der Sekretär gleichgültig. „Meine Herren Richter!“ sprach der Kaufmann mit zitternder Stimme. „Ich habe zu meiner Verteidigung nichts mehr anzuführen; ich wiederhole nur zum letzten Male: ich bin unschuldig.“ Der Präsident ließ den Kaufmann abführen. „Gib nicht alle Hoffnung auf, Gott ist gerecht!“ flüsterte ihm sein Verteidiger zu. Nun erhob sich eine neue Debatte. Als auch diese zu keinem Resultate führte, sagte Afanasich: „Es ist noch ein Mittel, ihn zu retten, übrig. Man stelle ihn zu einer andern Abtheilung und lasse ihn noch einmal ziehen. Erfüllen Sie diese eine Bitte, da der Einzige, der für ihn zeugen könnte, der Caplan des Erzbischofs, nun einmal nicht aufzutreiben ist.“ — „Auch ich erinnere mich nun,“ fügte Zarubkin hinzu, „daß ich diesen Kaufmann stets als Vater aller Leidenden rühmen hörte.“ Nach einer kurzen Conferenz vereinigten sich die Mitglieder der Commission auf diesen Vorschlag und der Kaufmann wurde in den Gerichtssaal geführt. „Sibireakof!“ sagte der Präsident. „Bis zu Deiner Theilnahme an dem Verbrechen, haben wir vernommen, sollst Du Dich als musterhafter Bürger aufgeführt haben, der Leidenden Vater und eine Ehre dem moskauischen Handelsstand gewesen sein. Aus Rücksicht auf Deinen frühern Lebenswandel und zugleich auf die Bitten Deines Gönners Kirillowitsch, haben wir beschloffen, Dich zu einer andern Abtheilung zu stellen und Dir noch einmal Gelegenheit zu geben, das Loos zu ziehen.“ Der Kaufmann verbeugte sich stumm, ging langsam zum Tische und zog ein Papier.

Als er es öffnen wollte, hatte Kirillowitsch keine Ruhe mehr, eilte hinzu und riß es auf. „Wieder ein Kreuz!“ rief sein Verteidiger verzweiflungsvoll. In diesem Augenblick trat ein Thürwächter ein und meldete, daß der Kaplan des seligen Erzbischofs vorgelassen zu werden wünsche. „Führt ihn rasch herein!“ sagte der Präsident. Er trat ein. „Was wünschst Du?“ — „Gott sei gelobt!“ rief er, als er Sibireakof erblickte. „Meine Herren, ich bin der Kaplan des gemordeten Erzbischofs. Erst heute kehrte ich aus dem wostrenskischen Kloster nach Moskau zurück und habe das Schicksal dieses Mannes eben erst erfahren. Ich weiß nicht, welche Beweise gegen ihn aufgebracht sind, aber ich beschwöre hier feierlich, daß dieser Kaufmann kurz vor den Mördern an der Klosterspforte erschien, den Erzbischof durch mich von den verbrecherischen Absichten derselben unterrichtete und uns beschwor, augenblicklich das donische Kloster zu verlassen, und wenn nicht zufällig die Reisevorbereitungen verzögert worden, wäre, Dank diesem rechtschaffenen Mann, der Erzbischof noch am Leben.“ — „Nun, meine Herren!“ rief Afanasich außer sich vor Freude, „zweifeln Sie noch?“ — „Nein,“ sagte der Präsident, „dieses Zeugniß genügt zu seiner Freisprechung.“ — „Siehst Du, mein Freund,“ rief Afanasich. „Sagte ich es nicht, Gott ist barmherzig.“ — „Ja!“ stammelte der Kaufmann, dessen Gesicht bald blaß, bald roth wurde, aber keine Freude, sondern den heftigsten innern Kampf verrieth. — „Du bist frei!“ verkündete der Präsident. — „Frei!“ wiederholte der Kaufmann und ungewöhnliches Feuer leuchtete aus seinem Blick. „Ja, bald, meine Herren Richter: denn ich bin ein Mörder.“ Alle Anwesenden sahen sich stumm an. — „Wie ist es möglich, so bekennst Du Dich selbst des Mordes am Erzbischof schuldig?“ — „Nein, diese schwere Sünde habe ich nicht zu meinen übrigen gefügt. Sein heiliges Blut kommt am Gerichtstag nicht über mein Haupt. Aber diese Hände waren mehr als einmal von christlichem Blut gefärbt und ich muß meine Strafe leiden. Das Gewissen nagt wie ein hungriger Rabe an meinem Herzen. Frau und Kinder hat die Pest mir geraubt; der Vater- und Mutterlose, den ich erzogen, trat als falscher Zeuge gegen mich auf: ich habe alles ohne Murren ertragen. Man verurtheilte mich als Mörder; ich sagte in meines Herzens Tiefe: „Herr, Dein Wille geschehe!“ Aber unaufhörlich ruhte der schwere Stein auf meiner Brust! Nun ertrage ich nicht länger, nun muß ich ihn fortwälzen. Meine Herren Richter, ich bin ein Mörder!“ — „Welchen Mord hast Du begangen?“ fragte Zarubkin. — „Wladimir Zwanowitsch!“ sagte der Kaufmann. „Sieh mich genau an. Ich kannte Dich auf den ersten Blick. Die letzten zwanzig Jahre, seit ich Dich nicht gesehen, haben Dich nicht verändert. Du hattest einen ruhigen Schlaf. Du hast Gottes Zorn nicht durch Verbrechen beschworen...“ — „Aber wer bist Du denn?“ fragte Wladimir Zwanowitsch.

„Kuzjma Kosjtsjin!“ antwortete der Kaufmann mit fester Stimme. — „Verurtheilt mich!“ —

Der große Platz in Trient.

Die Stadt Trient ist bereits von uns geschildert, als wir das Schloß im Bilde gaben (Illustr. Welt 1855 S. 21). Wir bringen heute zur Illustration des großen Platzes noch einige Details. Die Hauptstadt Tyrols trägt das Gepräge einer großen Vergangenheit. Die Umgebung

bietet die reizendsten Parteen, die anmuthigsten Züge der Landschaft: das Innere der Stadt jedoch im Gegensatz zu jener Harmonie nur den Contrast des Reichthums und der Armuth, des Luxus der Paläste und der Dürftigkeit der Häuser. Kaum vermag man zwei bis drei Straßen zu zählen, welche ein Bild der Regelmäßigkeit unsrer modernen Städte böten. Oft, sagt ein Reisender, beginnt unten ein Haus als Palast und endigt als Hütte. Die reichen gothischen Fenster, die eleganten Balcone, die prachtvollen Gesimse überdeckt ein großes düsteres Dach, das von wurmfischigen Balken und Brettern getragen wird, an welchen Lumpen auf die Straße herabhängen. Dieser

Contrast der Wohnungen findet sich auch in den Bewohnern wieder, die aus großen Herren und Bettlern bestehen.

Die Stadt ist besonders reich an Thürmen, was ihr von der Ferne ein malerisches Ansehen verleiht: manche dieser Thürme erinnern an die rauhen Zeiten des Mittelalters. Der Domplatz ist einer der merkwürdigsten. Man bemerkt innerhalb seines Vierecks Häuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen einzelne mit riesenhaften Malereien überdeckte Mauern haben. Die Bewohner von Trient sind stolz auf ihre Kirchen und zeigen mit großem Selbstgefühl die Kirche Santa Maria maggiore. In ihr



wurde 1545—60 das berühmte Concil gehalten. Die Erinnerung an diese Versammlung ist durch ein ziemlich schlechtes Gemälde in schwarzer Farbe an der Mauer lebendig erhalten. Trotz seines alten Ursprungs besitzt Trient doch beinahe kein Werk antiker Kunst, ausgenommen einen schönen Termenköpf (Menschenköpf auf viereckiger Säule) und einen Hahnenkampf, dem innsbrucker ähnlich.

Bietet die Stadt auch ein Bild der Verfallenheit, so ist doch die Umgegend um so interessanter. Verläßt man die Stadt auf einem der drei großen Wege, welche nach Verona, Padua und Deutschland führen, so überrascht uns die malerische Schönheit der Landschaft, namentlich

wenn man an einem schönen Sommerabend von der Höhe der Terrasse des Mönchsklosters über dem Präzipiz des Ponte Alto hinabsteht. Die milde Abendluft versetzt uns in eine weiche Stimmung: die Stadt sendet ihr Geräusch kaum hörbar bis in diese Höhen, und in der Umgegend hört man nur noch das Knarren der letzten Wagen, welche von großen Ochsen gezogen werden. Wie Visionen steht man in der Dämmerung die robusten, halbnackten Bergbewohner und die Frauen mit dem braunen Leint vorüberziehen, bis die letzten Strahlen des Lichtes sich mit den violetten Tinten der Berge vermischen, deren Umrisse nach und nach in den Schatten der Nacht verschwinden.